

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 8

Artikel: Führerkult damals und heute
Autor: Roth, Daniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080180>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Führerkult damals und heute

Von Daniel Roth

Der Dienstag, 6. Juli 1971, muss als «schwarzer Tag» für die Universität bezeichnet werden. Mich persönlich hat weniges so traurig gestimmt wie die riesengrossen Bilder von Mao und Lenin im Lichthof dieser Hochschule, an der wir uns von 1939 bis 1945 als ein Zentrum des Widerstandes, ja, als einen kleinen Gegenpol gegen die Barbarei des Totalitarismus empfanden.

Dazu haben wir uns unsererseits, wie alle Studenten, natürlich auch auf Autoritäten gestützt. In erster Linie ist hier der unvergessliche Geschichtsprofessor Karl Meyer zu erwähnen, der schon 1936 «mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit» den Weltkrieg kommen sah. Der damalige Bundesrat hatte die Grösse, Karl Meyer an eine Sitzung einzuladen, sich die Begründung seiner Voraussage anzuhören und — wenn er sie wie jedermann auch nicht gerne und deshalb nicht recht glauben wollte — ihr bei allem von da an Rechnung zu tragen. Da waren auch die Rechtslehrer Zacharias Giacometti und August Egger und die jungen Privatdozenten Werner Kägi und Hans Wilhelm Nef, da war der Amerika-Historiker Max Silberschmidt. Und von ausserhalb der Hochschule wirkten auf uns Professor Max Huber vom Roten Kreuz, Chefredaktor Willy Bretscher von der «NZZ», der spätere Nationalrat Alfred Schaller, der Träger der Aktion Nationaler Widerstand Ernst von Schenk, der spätere ETH-Rektor Karl Schmid und der spätere Rektor der Universität Basel Max Imboden und nicht zuletzt Guggenbühl und Huber vom Schweizer Spiegel, mit denen Kurt Guggenheim und Georg Thürer eng verbunden waren. Und wiederum an der Hochschule selber wirkten der Theologe von weltweiter Bedeutung — weniger genial, aber auch toleranter als sein in Basel den Widerstand befruchtender Kollege Karl Barth — Emil Brunner und der Mitbegründer des Gotthardbundes Theophil Spoerri. Genug der Autoritäten, nur zwei noch, selber weitgehend unpolitisch, die doch manchen der Genannten und uns selber geistige Grundlagen zur



Verteidigung der Demokratie geschenkt haben: der geniale Philosoph Paul Häberlin und der gewaltige Schöpfer einer neuen Psychoanalyse C. G. Jung, in zweijährigem Abstand im Pfarrhaus des kleinen Thurgauer Dorfs Kesswil geboren!

Auch was man als Lehre vorfindet, muss man erwerben, um es zu besitzen. Das taten wir, die wir uns zusammenfanden zur Hochschulgruppe für freiheitlich-demokratische Politik. Wer? Ich möchte den Leser nicht noch einmal mit Namen langweilen — immerhin ein paar erwähnen, mit denen er vielleicht eine Vorstellung verbindet: Hans Haug, heute Präsident des Roten Kreuzes, Simon Frick, sanktgallischer Regierungsrat, Cyril Hegnauer, Reformer des Familienrechts, Albert Schoop, thurgauischer Historiker, Hans Derendinger, Stadtamann von Olten. Auch Kurt Bächtold, der in dieser Nummer zum Wort kommt, Nationalrat Paul Eisenring, der heutige Zürcher Stadtpräsident Sigi Widmer, der kritische Basler Marx-Spezialist Arnold Künzli, und der junge, damals bereits praktizierende Journalist Oskar Reck haben mit uns zusammengewirkt unter dem Motto «Widerstand und Erneuerung»:

Widerstand gegen die Schweizer Nachbeter der Nazi und zugleich der Bolschewisten, auch gegen die «Einsatzbereiten», welche durch Inserate des Hitlerregimes in den deutschen Studentenzeitschriften gesucht und zu uns geschickt worden waren. Widerstand gegen den Totalitarismus, den Antisemitismus und den Führerkult.

1940/42, auf dem Höhepunkt der deutschen militärischen Siege, gelang es uns, den Bewunderern des damaligen «Neuen Europa» jeden ins Gewicht fallenden Einfluss auf die Studentenschaft zu entreissen und zu verwehren (auch gegen einzelne Professoren).

Und nun ist er also wieder da, dieser Führerkult, mehr oder weniger an allen unseren Universitäten. Denn nichts anderes ist es, wenn man überlebensgroße Bildnisse von Staatslenkern in einer Universität aufhängt. Bildnisse zudem, unter denen auch heute vom Riesengebirge bis zum Pazifik Regime des Schreckens herrschen. Für über eine Milliarde Menschen bedeuten diese Bilder nach zahllosen Zeugnissen «Symbole der ständigen Angst, der Unterdrückung der Meinungsfreiheit, der Kontrolle durch den Staat bis zur letzten Gehirnzelle jedes Einzelnen... Von frühester Schulzeit an wurde», wie einer kürzlich in der «NZZ» wieder berichtete, «keine andere Denkweise toleriert... Wer nicht mitmacht, wird noch heute vernichtet».

Millionen und Abermillionen wurden im Namen Hitlers, noch mehr im Namen Lenins und Maos ermordet, in Konzentrationslager gesteckt.

Dass diese Revolutionen es erleichtert haben, in jenen Völkern das Alte durch Besseres Neues zu ersetzen, möchte ich bezweifeln. Denn das angeblich Neue gleicht desto mehr dem Alten (ist nur noch schrecklicher), als es gewaltsam eingeführt wird. Dass in Westeuropa und vollends in unserer

«Erheblicher Wagemut»

friedlich-freiheitlichen Schweiz aus dem Kult der Begründer und Lenker solcher Gewaltregime kein Segen erwachsen kann, sollte — sagen wir es ganz deutlich — jedem, der nicht schwachsinnig ist, einleuchten!

Im Namen der Wissenschaft wird — das war die undisziplinierte Grundthese der «antikapitalistischen, antifaschistischen Informationswoche» — von unseren heutigen Führerkütlern «der Kapitalismus» als getarnter gleichwertiger Bruder des «Faschismus» erklärt. Genau so haben die Nazi damals von der «kapitalistisch-kommunistisch-jüdischen Ideologie und Weltverschwörung» gesprochen. Viel näher der Wirklichkeit kommt man, wenn man die Revolutionen Lennins, Hitlers und Maos im wesentlichen als ähnliche Reaktionen von Völkern versteht, welche noch nicht reif sind oder waren, die freiheitliche Demokratie zu akzeptieren.

Auch Kapitalismus zeigt Neigungen zur «Verküngelung», die ich 1964 am Zermatter Typhus-Skandal aufgezeigt habe, und zu gefährlicher Sprengung der nationalen Massstäbe (wozu die Zulassung des nun skandalumwitterten IOS-Anlagefonds in der Schweiz gehörte). Aber er ist in der heutigen Gesellschaft das einzige Wirtschaftssystem, in dem freiheitliche Demokratie gedeihen kann. Dies soll hier künftig begründet werden.

Auf solch prinzipieller Ebene sollten sich Professoren und Studenten gegenüber der Minderheit, die unsere schweizerischen Hochschulen terrorisiert, stellen — immer wieder, täglich, ständig. Auf jedes Votum eines Extremisten sollte eine Erwiderung folgen. So haben wir seinerzeit mit den Nachbetern der Gewaltideologien aufgeräumt. Und wir hätten auch «Fahnen», lies: Götterbilder heruntergeschnitten. Es gibt einen Grad totalitärer Emotionen, der nur mit emotionalem demokratischen Vorgehen in Schranken gewiesen werden kann.

Zugleich aber: unermüdliche Diskussion und Erarbeiten eines Gegenwegs in eine bessere Zukunft — in die freiheitliche Erneuerung!

Als es 1925 begann

Herbst 1925: dreizehn Jahre nach Beginn der chinesischen Revolution, acht Jahre nach der russischen und nach dem Kriegseintritt der USA, sieben Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und sechs nach der Gründung des Völkerbunds — sieben Jahre nach dem Generalstreik und der Grippe-Epidemie, sechs nach Einführung des Nationalratsproporz und der 48-Stunden-Woche in der Schweiz, fünf nach deren Beitritt zur Genfer Friedensorganisation.

Mancher Rauhreif war auf allzu hochfliegende Träume einer Weltfriedensordnung, des Selbstbestimmungsrechts der Völker und der allgemeinen Ausbreitung der Demokratie gefallen. Die USA und bisher auch die Sowjetunion waren dem Völkerbund ferngeblieben. 1922 hatte Mussolini die italienische «Demokratie» ausgelöscht, hatten die Deutschen sich in Rapallo mit dem sowjetischen Diktaturstaat zu einem Sondervertrag zusammengefunden.

Mühsam waren die Währungen wieder in Ordnung gekommen — die deutsche Inflation hatte bekanntlich astronomische Ziffern erreicht und in unserem nördlichen Nachbarland das, was von Bürgertum je da gewesen und noch vom Krieg übrig geblieben war, tief erschüttert. Die Konferenz von Locarno (5. bis 16. Oktober) stand bevor, welche die Verständigungspolitik zwischen dem französischen Staatsmann Aristide Briand und dem Deutschen Gustav Stresemann für einige Zeit tatsächlich möglich machte.

Europa war wie heute voller Wirrnisse und staatlicher Willkür. Die Schweiz war politisch und sozial äußerlich eher weniger ruhig als jetzt: Streiks und sogar «Saalschlachten» in kantonalen Parlamenten waren nichts völlig Ungewöhnliches. Aber nicht das war die Hauptsorge der Gründer des Schweizer Spiegel, sondern die Tatsache, dass, wie Guggenbühl 25 Jahre später sich ausdrückte, «unsere ganze Bildung diejenige einer deutschen Pro-

vinz war». Er und Huber sahen, dass diese Abhängigkeit «für die Schweiz den Untergang bedeutete, wenn nicht rechtzeitig eine Selbstbesinnung erfolgte. Aus diesem Grund und nicht etwa aus Abneigung gegen Deutschland bekämpften wir den übermässigen deutschen Einfluss in der Schweiz.» «Es waren aber», wie Guggenbühl weiter erklärte, «vielleicht nicht einmal in erster Linie politische Gründe, die uns veranlassten, leidenschaftlich für das Schweizerische einzutreten. Wir erkannten, dass eine Entfaltung der schöpferischen Kräfte unseres Landes nur möglich war, wenn wir unsere Eigenart nicht verleugneten. Solange wir unsere Augen auf das Ausland richteten, Berlin oder Paris das Vorbild war, degradierten wir uns notwendigerweise zur Provinz. Kulturpolitik, die sich in der sogenannten geistigen Landesverteidigung, der Abwehr unerwünschter ausländischer Einflüsse, erschöpft, ist immer zum Misserfolg verurteilt. Man muss an Stelle des unpassenden — an sich durchaus nicht minderwertigen — Fremden etwas Eigenes schaffen. Das war unser Hauptziel. Um dieses zu erreichen, war es nötig, zuerst einmal zu zeigen, wie wir Schweizer sind und dass wir anders sind...»

25 Jahre später konnte man sich, wie Guggenbühl feststellte, «kaum vorstellen, in welchem Mass wir damals zur öffentlichen Meinung in Gegensatz standen. In allererster Linie stiesen wir auf Widerstand durch unsere betont nationale Einstellungen... Wer, wie wir, leidenschaftlich für die Aufwertung des Schweizerischen eintrat, wirkte wie ein Hecht im Karpfensteich.»

Heute kann man sich das wieder sehr wohl vorstellen. Und man versteht auch die freundliche Skepsis, mit der Anfang Juli vor 46 Jahren die Neue Zürcher Zeitung kommentierte: «Der junge Verlag Guggenbühl und Huber überraschte kürzlich die Zeitschriften mit der Mitteilung, dass er eine belletristische Zeitschrift mit betont schweizerischer Eigenart vorbereite. Da wir weder die Erfahrungen noch